

Marcel Proust und die Erfindung der Liebe

von Jens Nordalm

Da arbeitet man sich durch hunderte Seiten von „Swanns Welt“, immer am Rand der Überforderung, und dann ist es ein einziger Satz, der das Ganze zum Strahlen bringt. Schon bis dahin ist das alles staunenerregend. Die stets spät endenden Sätze fügen sich zu einem Gedankenbild wie reich geädertes Marmor, meist absatzlos, mit gern nicht mehr als drei Punkten auf einer Suhrkamp-Seite. Quälend präzise ist die Abbildung des feinsten Geflechts eines wie selbstinszenierten Gefühlslebens von Liebesängsten, Selbsttäuschungen und Enttäuschungen, von selbstgeschaffenen Reizen und willkürlich herbeigeführten Komplikationen, die zu noch erleseneren Aussichten und Hoffnungen der Erfüllung führen und zu noch gewagteren Interpretationen der vermeintlich hintersinnigsten Liebesbotschaften Odettes oder Gilbertes. Aber soll man das „Abbildung“ nennen? Oder hat es das vielmehr ohne Proust und vor und nach ihm nie gegeben? Dieses subtile Arrangement von nur im Kopf kreisenden Platzhaltern dialogischer Beziehungen, dieses Arrangement einer Welt von Symbolen, in der alles, vom Wetter über Renaissance-Fresken bis zu Pariser Straßennamen, in Beziehung tritt nicht zur „geliebten“ Person, sondern zu den eigenen Seelenvorgängen des „Liebens“, eine Welt, sortiert und gefärbt und vor allem doch verschleiert von der fiebrigen Übernervosität dessen, was im Buch „Liebe“ und „Eifersucht“ Swanns und des jungen Ich-Erzählers heißt? Hat es diesen souverän inszenierten Selbstgenuss des Schmerzes und der Hoffnung und des eifersüchtigen Verdachts, jene im aktivischen Sinne „Kultur unserer Freuden“ je ohne Proust gegeben, der diese Seelenpräzisionsbewirtschaftung in seiner Sprachpräzisionsbewirtschaftung wiederholt? Nie jedenfalls hat man mehr von Menschen gelesen, die man am Ende weniger kannte, und die Suche nach der verlorenen Zeit kostet vor allem – Zeit. Und dann dieser Satz. Swann ist dem klaren Gedanken gefährlich nah, dass Odette sich von ihm ganz einfach aushalten lässt: Und da habe die ihm angeborene Trägheit des Geistes an diesem Punkt seinen ganzen Scharfsinn, den der Erzähler bei Swann auch in all der vielfältigen Autosuggestion am Werk sieht, mit einer solchen Plötzlichkeit ausgelöscht, „wie man später, als es überall elektrische Beleuchtung gab, ein ganzes Haus im Nu in Dunkel versetzen konnte“. Es ist nicht nur das schlagend treffende Bild selbst für die gerade noch rechtzeitige Vermeidung der Desillusionierung, das beglückt, sondern auch die kulturgeschichtliche Erinnerung an Prousts Lebenswelt des Übergangs, die Chiffre der elektrischen Beleuchtung für die Moderne selbst, für ihre ungeheure Beschleunigung, die im Bild des mit elektrischem Schalter im Nu dunklen Hauses viel radikaler erfasst ist als mit jeder Vorstellung des Geschwindigkeitsgewinns durch Eisenbahnen: der Unterschied zwischen dem Auslöschten nach und nach von Flammenlichtern und der Verdunklung in Lichtgeschwindigkeit. Da geht im Bild ein Schalter aus – und im Text geht er an und lässt neues Licht fluten über das ganze Werk, und man liest erleuchtet weiter und blättert mit neuer Wachheit zurück und sieht das Geäder des Marmors und den Glanz von Prousts Webkunst mit neuem Genuss.

Aus: Podium. Zeitschrift für Literatur - Themen-Doppelheft 195/196, Juni 2020: „Liebe“